

Kultureller Nationalismus in einem Europa der Regionen

Ein Gespräch mit Ernest Gellner*

Baumgartner: In vielen Ihrer Arbeiten steht die sogenannte Habsburger-Monarchie im Mittelpunkt, im Zusammenhang mit Ihrer eigenen Vergangenheit und mit Ihren familiären Wurzeln in dieser Region. In Ihrem Buch *Nations and Nationalism* haben Sie sogar eines der Nationalismus-Modelle nach der Habsburger-Monarchie benannt.

Gellner: Ich bin zwar in Paris geboren, aber in Prag aufgewachsen, in einer jüdischen Familie, in der man Deutsch gesprochen hat. Da gibt es natürlich einen Zusammenhang, aber der ist mir erst sehr spät bewußt geworden. Aber auf einer nostalgischen Ebene beschäftigt mich das nicht wirklich. Ich mag zwar ‚Habsburg-Food‘, die Architektur und die Musik, und ironischerweise bin ich den Kommunisten in diesem Punkt dankbar, denn die Kom-

munisten haben die Vergangenheit besser bewahrt. Wenn man etwas von der Atmosphäre der Habsburger-Monarchie einfangen will, muß man nach Prag oder Krakau fahren, nicht nach Wien, wo die Internationalisierung und Amerikanisierung viel weiter fortgeschritten ist.

Was mich an den letzten Jahrzehnten der Habsburger-Monarchie interessiert, ist die Tatsache, daß die Polarisierung zwischen universalistisch-individualistischem Liberalismus und ethnisch-klaustrophilischem Nationalismus schärfer artikuliert wurde. Es ist also eines der besseren Modelle für eines der tiefen Dilemmata modernen Denkens und moderner Gesellschaft. Und natürlich beschäftigt mich die Tatsache, daß so viele der sehr einflußreichen Denker ihre Wurzeln in dieser Gesellschaft hatten. *Das* interessiert mich, nicht so sehr eine persönliche Nostalgie.

Baumgartner: Viele dieser Denker waren dann ja auch für Ihre Arbeit von großer Bedeutung.

* Mit Ernest Gellner, Professor für Sozialanthropologie und Philosophie an der Universität Cambridge, UK, sprach Gerhard Baumgartner.

Gellner: Wenn ich eine einzige Person nennen soll, die mich mehr beeinflußt hat als irgendjemand sonst, so ist dies wahrscheinlich Karl Popper. Karl Poppers *The Open Society and its Enemies* hat mich sehr stark beeinflußt, in vielfältiger Weise. Das Buch war intellektuell äußerst aufregend und es hatte einen Bezug zur realen Welt. Aber Poppers extremen Liberalismus konnte ich nicht akzeptieren. In der Spannung zwischen universalistisch-individualistischem Liberalismus und ethnischem Romantizismus, welche zumindest in den letzten Jahrzehnten die grundlegende Spannung in der Welt der Habsburger-Monarchie war – und Popper, Wittgenstein und Malinowski waren Kinder dieser Welt –, steht Popper zu sehr auf einer extremen Seite. Er hat keine wie immer geartete emotionelle Sympathie für den Romantizismus. Ich glaube, ich habe da mehr emotionales Verständnis für den ethnischen Romantizismus und Populismus als er. Ich habe seine Position niemals voll akzeptiert.

Unsere Beziehung wurde durch die Tatsache kompliziert, daß ich, während ich den Liberalismus seiner Position bewunderte, das Fehlen jeglichen Liberalismus in seiner Praxis nicht bewundern konnte. Er war furchtbar, gänzlich autoritär. Ich lernte ihn eigentlich kennen, als ich noch Student war. Im Jahre 1949 kam ich an die *London School of Economics*. Ich besuchte sein Seminar für mehrere Jahre und es wurde in einer sehr, sehr totalitären Art geführt. Und dagegen habe ich reagiert, und ich habe

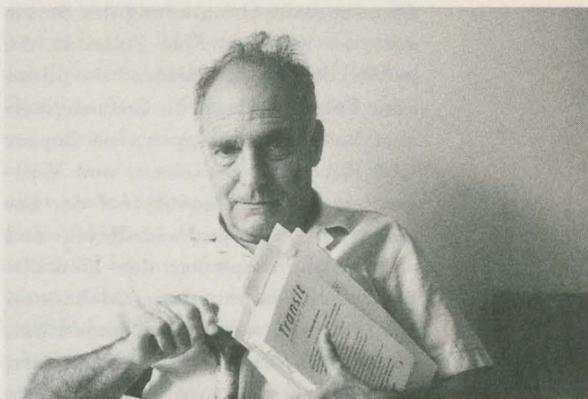
das nie vor ihm verheimlicht, er weiß das. Einer der Standard-Witze an der *London School of Economics* in diesen Tagen war, daß sein Buch nicht den Titel *The Open Society and its Enemies*, sondern eigentlich *The Open Society by One of its Enemies* tragen sollte. Genau aus diesem Grund haben Popper und ich zwar immer in freundschaftlichem Kontakt gestanden, ohne uns jedoch persönlich besonders nahezustehen.

Und dann gab es da noch einen wichtigen negativen Einfluß. Ich habe Poppers Individualismus und Universalismus niemals völlig geschluckt, aber Wittgensteins „Communalism“, das Absolute der Kultur, das hab ich noch viel weniger geschluckt, das, was er „forms of life“ nennt. Als ich ein *undergraduate* in Oxford war, nach dem Krieg, hat Wittgensteins Denken die Szene komplett dominiert, und das habe ich sehr vehement abgelehnt, sodaß meine ursprünglichen Einflüsse eine negative Reaktion auf Wittgenstein und eine positive Reaktion auf Popper waren, vor dem Hintergrund eines politischen Einflusses von Arthur Körtler, Raymond Aaron und George Orwell.

Ich wurde auch sehr früh zu einem Antikommunisten, und ich glaube, daß kam der wesentliche Einfluß von Arthur Körtler und bis zu einem gewissen Grad vielleicht von George Orwell und später von Raymond Aaron. Ich bin ein milder Materialist – nicht im marxistischen Sinne – denn ich glaube, daß physischer Zwang in der Geschichte eine große Rolle spielt, wie auch die Wirtschaft.

Aber ich bin in dieser Frage nicht dogmatisch. Auch intellektuelle Faktoren spielen manchmal eine sehr große Rolle. Ich bin ein Materialist in dem Sinne, daß man sich natürlich die politische und ökonomische Struktur anschauen muß, um die soziale Situation zu verstehen. Was ich ablehne ist dieser marxistische Materialismus, welcher eigentlich eine sehr komische Form von Materialismus darstellt, denn er negiert die ultimative Bedeutung von Gewalt. Das ist wahrscheinlich die größte Schwäche des Marxismus. Und die kommunistischen Gesellschaften haben diese Schwäche natürlich sehr teuer bezahlen müssen, denn es machte sie zu einem verzweifelt zwanghaften System. Gleichzeitig hatten sie aber keine Möglichkeit, diese Schwachstelle zu diagnostizieren, denn gemäß ihrer Theorie hätte das nicht passieren dürfen. Denn wenn man die Wirtschaft in Ordnung hält und die ökonomische Basis der Ausbeutung beseitigt hat, hätte es keine politische Herrschaft geben dürfen. Aber das ist natürlich Schwachsinn.

Was ich noch nicht erwähnt habe, ist der sehr positive Einfluß von Malinowski auf mich. Als ich an die *London School of Economics* kam, waren die beiden Gruppen von Seminaren, die ich besuchte und in denen ich sehr viel lernte, einerseits die Popper-Seminare, andererseits die Seminare, die von der zweiten Generation von Malinowski-Schülern geführt wurden, Sir Raymond Firth, Isaac Schapera und anderen, und ich fand die Malinowskische Tradition sehr nützlich. Zwar ist keine einzige



Proposition in Malinowskis Arbeit besonders originell, aber die eigentliche Mischung ist exzellent und stellt meiner Meinung nach eine sehr gute Basis für Arbeiten in den Sozialwissenschaften dar. Ich habe meine Doktorarbeit unter der Leitung dieser Leute gemacht, Raymond Firth und Paul Stirling waren meine direkten Betreuer, ein ‚Sohn‘ und ein ‚Enkel‘ von Bronislaw Malinowski sozusagen.

Damals war mir aber noch nicht bewußt, daß zwischen Popper und Malinowski sozusagen eine genetisch-historische Verbindung bestand. Ich dachte eher, daß da, wo es Ähnlichkeiten in ihren Arbeiten gab, diese zufällig waren. Erst viel später habe ich entdeckt, daß die intellektuelle Welt von Malinowski in Krakau und die von Popper in Wien sehr ähnlich waren: der dominante Einfluß von Ernst Mach und die Polarität zwischen dem Wiener *haut-bourgeois* Individualismus und Liberalismus einerseits, und der klaustrophilischen Haltung der ethnischen Gruppen in der Monarchie andererseits, also der

Gemeinschafts-Orientierung des Stettls oder der Zadruga. Eine Polarität, die in Wirklichkeit entscheidend war, denn diese Polarität formte die Gedankenwelt aller beteiligten Gruppen, von Popper und Hayek auf der einen, und Wittgenstein und Malinowski auf der anderen Seite. Popper und Hayek sind die großen Propheten des Liberalismus dieses Jahrhunderts, Malinowski hat einen guten Cocktail produziert, indem er beide Elemente verwendete, und Wittgenstein oszillierte zwischen dem universalistischen Liberalismus – oder liberalen Universalismus – seiner Jugend und dem gemeinschaftsorientierten Kommunalismus seiner Altersperiode – und ich glaube, beide sind falsch. Aber die Art und Weise, wie das Denken all dieser Personen in der Habsburger-Monarchie wurzelte, ist mir erst in den achtziger Jahren bewußt geworden, also ziemlich spät! Und für diese Erkenntnis gibt es ganz offensichtlich eine persönliche Komponente, denn meine persönliche Erfahrung mit ethnischem Romantizismus und abstraktem Liberalismus geht auf meine Jugend in Prag zurück.

Baumgartner: In Ihren Büchern über die Entwicklung sozialen Denkens, etwa in *Plough, Sword and Book* aber auch in Ihrer Analyse des Nationalismus in *Nations and Nationalism* heben Sie besonders den Unterschied zwischen individualistischem und holistischem Denken hervor und Sie unterstreichen in diesem Zusammenhang den essentiellen Unterschied von agrarischen und industriellen Gesellschaften. Wie entsteht Ihrer Mei-

nung nach aus einer agrarischen eine industrielle Gesellschaft?

Gellner: Ich halte es hier mit Weber, gegen Marx! Die Hegel-Marx Doktrin „vom Eichelkorn zur Eiche“, wonach es in der eigentlichen Essenz menschlicher Gesellschaft angelegt sei, daß alles in diese Richtung gehen soll, scheint mir nicht richtig zu sein. Ganz im Gegenteil. Ich glaube, Weber hat richtiggestellt, daß durch eine wundersame Kombination der Umstände – der Vorbedingungen, die durch die politisch-ökonomische Entwicklung geschaffen wurden – plus eines ideologischen Funkens – hier die kalvinistische Doktrin – eine Gruppe von Unternehmern veranlaßt wurde, in einer rationalen, akkumulativen Weise zu handeln. Während normalerweise das typische Mitglied einer agrarischen Gesellschaft, wenn es reich wurde, seinen Reichtum sofort in Macht verwandelte, sich also Macht und Status kaufte. Die Unternehmer verwandelten nun ihren Reichtum in noch mehr Reichtum, nicht in Vergnügen oder Status, und auch nicht in Erlösung. Denn die kalvinistische Doktrin sagte ihnen, daß sie sich keine Erlösung kaufen können.

Agrarische Gesellschaften generierten generell ungefähr gleiche Gesellschaften: dogmatisch, hierarchisch, nicht egalitär. Erst die Verschiebung hin zu Wachstum und Produktion – eher als Ausbeutung – brachte eine individualistische Gesellschaft hervor, eine Gesellschaftsform, die in den großen Siegen von 1945 und 1989 triumphierte und dadurch demonstrierte, daß liberale pluralistische Gesellschaften unter den Kon-

ditionen industrieller Gesellschaften effektiver sind als neoautoritäre oder neo-bürokratische Gesellschaften.

Baumgartner: Halten Sie diese Entwicklung für umkehrbar?

Gellner: Ja! Meinem Verständnis nach war die agrarische Gesellschaft eine inhärent anti-individualistische und anti-egalitäre Gesellschaft. Die Frage ist nun, ob Individualismus, Universalismus und Egalitarismus existenziell an Wachstum geknüpft sind oder an Reichtum. Wachstum kann aus ökologischen Gründen nicht für immer so weitergehen. Es ist aber auch nicht so, daß einfach die Erfindungen aufhören werden, sondern man gelangt ganz offensichtlich an einen Punkt, wo zusätzliche technische Innovationen keinen Einfluß mehr auf die Lebensbedingungen des Menschen, auf die *conditio humana* haben, wo materielle Güter nur mehr symbolisch sind und das eigentliche Wohlbefinden nicht mehr verbessern können. Dieser Punkt wurde meiner Meinung nach von den Wohlhabenden – also die wohlhabenden Mittelklassen und die wohlhabenden Schichten der Arbeiterklasse – in den entwickelten Ländern bereits erreicht. Hier bedeutet zusätzlicher Reichtum nicht mehr einen Unterschied in Komfort, sondern nur mehr einen Unterschied auf symbolischer Ebene. Und das ökonomische Wachstum wird aufhören müssen. Ob wir unseren Individualismus und Universalismus beibehalten werden, oder ob wir zu einer Form der Klassen- oder Staatsgesellschaft zurückkehren werden? Ich weiß es nicht!

Das Argument, das in einem der profundesten Bücher des zwanzigsten Jahrhunderts enthalten ist, in Aldous Huxleys *Brave New World*, daß eine voll entwickelte technologische Gesellschaft wieder zu Hierarchie und Rigidität zurückkehren wird, ist eine dezidierte Möglichkeit. Eine egalitäre Gesellschaft ist instabil, denn die Leute wissen nicht, woran sie sind, und der psychische Komfort von Stabilität sowie die sozialen Vorteile von Stabilität und Statusascription werden fortauern. Daß wir, wenn das Wachstum einmal zum Stillstand gekommen ist, eventuell zu einer Staats- oder Kastengesellschaft zurückkehren, scheint recht gut möglich. Solange der Imperativ Wachstum heißt – und große Teile der Erde sind noch immer arm – wird es vorerst Richtung Egalitarismus gehen, in Richtung einer instabilen sozialen Struktur, sogar in Richtung Konflikt mit jedweder rigiden Hierarchie. Aber sobald der Imperativ des Wachstums aufgrund der Befriedigung materieller Bedürfnisse aufhört – was, sagen wir innerhalb der nächsten hundert Jahre eintreffen müßte, falls es nicht zu einer nuklearen Katastrophe kommt – dann wird dieser Punkt erreicht sein. Und was dann passiert, darüber kann man nur spekulieren.

Baumgartner: Seit den späten sechziger und frühen siebziger Jahren können wir in Europa ein Wiedererwachen kleinerer und größerer Minderheitenbewegungen beobachten, was man als die „Renaissance der europäischen Volksgruppen“ bezeichnet hat. Gleichzeitig

kommt es auch auf wissenschaftlichem Gebiet zu einem verstärkten Interesse für das Thema Minderheiten und Nationalismus. Wo sehen Sie in der Entwicklung moderner Gesellschaften Ursachen für diese Entwicklung?

Gellner: Bei den europäischen Minderheitenbewegungen gibt es große Unterschiede. Die Okzitanen und die Bretonen sind hauptsächlich Bewegungen von Intellektuellen. Das ist nicht ernst zu nehmen. Die Katalanen sind schon eine etwas ernstere Sache. Und die Basken, das ist eine sehr ernste Angelegenheit. Es gibt dafür einen ganz offensichtlichen Faktor: Entwickelte Industriegesellschaften haben eine enorme und sehr teure Infrastruktur. Ungefähr 50 Prozent des Nationaleinkommens gehen nicht durch den Säckel von Privatpersonen, sondern durch den Säckel politischer Institutionen. Die Möglichkeit, sich der Vorzüge eines Privatfahrzeuges zu erfreuen, besteht dann, wenn es jemanden gibt, der die Autobahnen und Straßen erhält. Die Infrastruktur erstreckt sich auf die Bildung, das Transportwesen, die Verwaltung etc. Unter diesen Umständen, wenn also so viel Geld durch das Zentrum geschleust wird, wird die Aufteilung der finanziellen Mittel zu einer zentralen Frage. Es wird sehr wichtig, daß man über spezielle Pressure-groups verfügt. Natürlich gibt es bereits Gewerkschaften und Kammern etc., also Korporatismus. Aber wenn es gelingt, eine territoriale Einheit zu mobilisieren, die Druck ausüben kann, um einen größeren Anteil dieser Mittel zu errin-

gen, so bringt das in diesem System Vorteile. Ich glaube, der schottische Nationalismus ist zum Teil genau das. Warum sollten die Engländer einen so großen Anteil am Nordseeöl bekommen? Wenn Schottland unabhängig wäre, so wie Norwegen, könnte es größere Anteile bekommen. Es gibt also in diesem System einen ökonomischen Anreiz, jedwede lokale Gruppierung zu mobilisieren, die sich mobilisieren läßt. Schottland ist ein völlig willkürlicher Brocken von Nordbritannien, ein Territorium, das aufgrund der Tatsache, daß es bis ins 18. Jahrhundert über einen eigenen Staat verfügte und vor allem weil es den Dichter Walter Scott hatte und sozusagen mit normalen Symbolismen gesegnet ist, mobilisiert werden kann. Auch Nordengland unterscheidet sich kulturell von Südensland. Die kulturellen Unterschiede zwischen Süd- und Nordengland sind wahrscheinlich größer als die zwischen Nordengland und Schottland. Aber es gibt keine Möglichkeit, Nordengland zu mobilisieren, weil es einfach keinen Namen dafür gibt.

Baumgartner: Heißt das, ähnlich wie es auch Wallerstein ausdrückt, daß sich ökonomische Konflikte als kulturelle Konflikte manifestieren?

Gellner: Die Klasse an sich wird nur zur Klasse für sich, wenn es sich dabei um eine kulturell differenzierte Gruppe handelt. Da besteht eine gewisse Übereinstimmung mit Wallerstein. Aber im allgemeinen ist er mir viel zu sehr Marxist. Auch sein Insistieren auf der Zentrum-Peripherie-Distinktion stimmt mit dem überein, was mir wichtig ist,

daß nämlich die Industrialisierung nicht überall gleichzeitig beginnt. Wenn das der Fall wäre, würde das wahrscheinlich wirklich zu einer Art Weltstaat führen. Tatsache ist, daß die Industrialisierung Unterschiede verstärkt, und wenn sich Leute mit diesen verstärkten Unterschieden kulturell identifizieren können, dann tun sie es meistens auch. Das heißt also, daß der Marxismus (zumindest) nur halb-richtig ist. Klassenkonflikt ist wichtig, aber nur wenn er als ethnischer Konflikt zum Ausdruck kommt. Das heißt, daß auch in meinem Modell der Unterschied zwischen den mehr entwickelten und weniger entwickelten Gesellschaften wichtig ist. Und ich glaube auch nicht, daß die Ökonomie so direkt relevant ist. Viel relevanter ist, daß die Lebenssituation durch die modernen Arbeitsbedingungen komplett verändert wird.

Baumgartner: Wie beurteilen Sie die neuen Nationalismen in Osteuropa und auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion?

Gellner: Ich glaube, die Fragmentierung Osteuropas nach 1919 war katastrophal. Diese Staaten waren zu schwach, zumindest zu schwach, um starken Mächten wie Hitler und Stalin widerstehen zu können. Ganz offensichtlich wurden viele Slawen innerhalb des österreichischen Kaiserreiches durch die absolut richtige Einschätzung der Situation – wie sich 1848 zeigte – in Richtung Austro-Slawismus gedrängt: wenn das Reich zerbricht, werden die Deutschen und die Russen stark sein – und wie recht sie damit hatten! Es wäre si-

cherlich schöner gewesen, dieses Reich zu erhalten. Aber ich will hier nicht Propaganda für ein Wiederaufstehen des Habsburger-Staates betreiben! Ich glaube nur, daß er kulturell eine sehr gute Lösung war. Und es hätte uns Sarajewo und all das erspart, und es hätte die Welt vielleicht vor Hitler gerettet. Das ist natürlich nur Spekulation, aber wenn ein Donau-Staat existiert hätte, wäre er Hitler nicht mit jener Leichtigkeit in die Hände gefallen, wie das bei Österreich, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und all den anderen der Fall war. Nur die Polen haben gekämpft, und die auch eher symbolisch. Allgemein gesprochen konnten die Deutschen die Kontrolle über Mitteleuropa sehr leicht erlangen, und wenn es einen Donaustaat gegeben hätte, wäre es nicht ganz so einfach gewesen.

Während eines Zerfallsprozesses ist es jedoch sehr schwer, leichtfertige Unabhängigkeitserklärungen zu stoppen. Deshalb macht es mir auch Sorgen, in die Sowjetunion zurückzukehren, denn der Zerfall schafft unhandhabbare Einheiten. Es ist im Moment einfach zu leicht für jedes kleine „Ruritanien“ innerhalb der Sowjetunion, seine Unabhängigkeit zu erklären. Der Zentralstaat kann sie nicht unterdrücken. Denn man kann nicht die Amerikaner um Hilfe bitten und sich gleichzeitig wie die Serben benehmen, beides gleichzeitig geht nicht. Dadurch entstehen zur Zeit Einheiten, in denen Minderheiten ebenso ‚herumspuken‘ wie in der alten Sowjetunion, Einheiten, die schwach sind, und die wieder kollabieren werden,

sobald es zu ersten großen Spannungen kommt. Und wenn eine neue, starke politische Macht auftaucht, werden sie ihr nicht widerstehen können. Deshalb war ich sehr besorgt über das Auseinanderbrechen der Sowjetunion. Und ich wünschte noch immer, daß man es aufhalten könnte.

Baumgartner: Sie haben im Zusammenhang mit den Entwicklungen in Osteuropa auch mehrmals für eine sogenannte Donau-Föderation plädiert. Halten Sie das für realistisch?

Gellner: Ich bin kein kompetenter Kommentator der politischen Ereignisse und der Tagespolitik. Aber grundsätzlich sieht es meiner Meinung nach im Moment eher so aus, daß die verschiedenen Donaustaaten einen Zugang zum *Europäischen Markt* anstreben. Und so eine Föderation könnte ein Weg sein, das zu erreichen. Denn es scheint mir, daß einige dieser Staaten einfach zu klein sind für die moderne Welt. Für Staaten wie die Slowakei oder Slowenien etwa wäre es viel besser, wenn sie ihre regionale Autonomie beibehalten, sich aber größeren Einheiten anschließen, an einem gemeinsamen Markt teilnehmen und an die grundlegenden Dienstleistungen dieser größeren Einheit ange koppelt sind. Ich mag diese Idee auch deshalb, weil diese multiethnischen Föderationen eine Art Garantie gegen Demagogie darstellen. Denn Demagogen tendieren dazu, kulturell spezifisch zu sein. Sehr selten sind sie für mehr als eine Kultur attraktiv. So eine Föderation könnte also auch einen sehr guten Schutz vor solchen Demago-

gen bieten. Ja, ich bin ganz dezidiert für so eine Föderation!

Auch scheint mir dies der einzige Weg zu sein, die Bedeutung von Grenzen zu verringern. Wenn jedes der dazugehörigen Territorien eine Art ‚Heimatbasis‘, eine Art ‚home-farm‘ für die eigene Kultur darstellt, wo die nationale Universität, das Nationalmuseum, die Nationalakademie und die Fußballmannschaft stationiert sind, es aber ansonsten einen freien Fluß von Arbeitskraft gibt, hätten Grenzen keine Bedeutung mehr. Dies scheint mir die einzige Möglichkeit zu sein, jene Konflikte zu vermeiden, die durch die Existenz komplizierter, ethnisch gezogener, territorialer Grenzen hervorgerufen werden. Es gibt einfach keine Möglichkeit, eine klare territoriale Grenze zwischen Serben und Kroaten zu ziehen. Es gibt so viele potentielle Karabachs. Der einzige Weg, Frieden zu bewahren, ist eine Einheit, die egalitär ist, in der aber jede Gruppe ihre ‚Heimatbasis‘ hat, wo sie ihre Symbole und heiligen Schreine hat. Alternativen dazu ähneln den alten Methoden der vierziger Jahre, in ihrer humanen Form als Assimilation, oder in ihrer inhumanen Form als Genozid und Zwangsumsiedlungen.

Baumgartner: Was würde das für ein vereintes Europa bedeuten? Glauben Sie, daß die Nationalstaaten langfristig verschwinden und durch kleinere kulturelle Einheiten ersetzt werden? Eine Art Europa der Regionen unter dem Dach eines europäischen Staates? Besteht dann nicht die Gefahr, daß in einem so starken kulturellen Nationalis-

mus jeder kleine politische Konflikt in einen nationalen explodiert?

Gellner: Nein, das glaube ich nicht! Die Walliser haben meines Erachtens den richtigen Weg gefunden: ein sehr lebendiger kultureller Nationalismus, aber ein sehr milder politischer Nationalismus. Das scheint mir die korrekte Formel für das neue Europa zu sein. Ich würde gerne eine maximale kulturelle Vielfalt sehen, ein Maximum an kultureller Infrastruktur, aber eine Verringerung der politischen Unabhängigkeit; kulturell unterschiedliche Regionen, ausgestattet mit einer starken Regionalautonomie im kulturellen Bereich unter einem gemeinsamen politischen Dach. Und natürlich genügend Wohlstand, der wiederum einen guten materiellen Anreiz für die Leute darstellt, sich diesem Ganzen zugehörig zu fühlen. Genauso wie die Leute loyal zur Schweizer Föderation sind, weil sie genau wissen, daß diese Zugehörigkeit ihnen den höchsten Lebensstandard in der ganzen Welt beschert und sie aus zwei Weltkriegen herausgehalten hat.

Ich glaube, daß Europa in der Vergangenheit von seinem staatlichen Pluralismus profitiert hat, aber dieser kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Unter modernen Bedingungen muß es eine supranationale Autorität geben, ansonsten kommt es zu einem ökologischen Disaster. Auch die militärische Technologie stellt heute eine ungeheure Gefahr dar, und es muß einfach eine höhere Autorität geben, um die Verbreitung dieser Vernichtungswaffen zu stoppen, sodaß in der heutigen Si-

tuation kultureller Nationalismus genug sein muß. Das ist mein Tip für eine korrekte Lösung dieser Fragen.

Publikationen (Auswahl):

Thought and change, London 1964.

Saints of the Atlas, London 1969.

Arabs and Berbers. From tribe to nation in Northern Africa (hg. mit Charles Micaud), Lexington, Mass. 1972.

Cause and meaning in the social sciences, London 1973.

Soviet and western anthropology, New York 1980.

Nations and nationalism, Ithaca, N. Y. 1983 (dt.: Nationalismus und Moderne, Berlin 1991).

Plough, sword and book. The structure of human history, London 1988 (dt.: Pflug, Schwert und Buch, Stuttgart 1990).

Relativism and the social sciences, Cambridge 1985.